

ÖKUMENE ZU HAUSE IN DER SICHT DER DEUTSCHEN FREIKIRCHEN

VON HANS LUCKEY

Weil wir seit Jahren an den Sitzungen der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland“ teilnehmen, müssen wir an den Anfang die Tatsache stellen, daß zwischen Landeskirchen und Freikirchen im deutschen Raum gegenseitiges Verstehen und gute Zusammenarbeit ganz beachtliche Fortschritte gemacht haben. Wie hätte es sonst geschehen können, daß durch viele Sitzungen über das heikle Thema „Taufe“ ohne jeden Mißklang hätte offen und sachlich verhandelt werden können, ja, daß bei 15 Thesen 13 übereinstimmende Punkte in der Schlußerklärung sich ergaben? Das gemeinsame Bemühen im Deutschen Ökumenischen Studienauschuß und in der Redaktion der „Ökumenischen Rundschau“ sei hier nur am Rande erwähnt.

Andererseits kann nicht verschwiegen werden, daß noch Geduld und Zeit notwendig sind, um jenes Denken zu überwinden, das in dem Satz des Augsburger Religionsfriedens seinen Niederschlag gefunden hat: *Cuius regio, eius religio*. Gewiß, die Situation der deutschen Landeskirchen ist heute schon eine wesentlich andere als vor 300 Jahren. Aber es war doch ein merkwürdiges Bild, als in Evans-ton die Vertreter der deutschen Freikirchen bei ihren amerikanischen Brüdern saßen, also nicht da, wo sie als Deutsche ihren Sitz hätten haben sollen. Da mag etwas versehen worden sein, aber in der Kette vieler Erfahrungen ist dies nur ein Glied. Ökumene im Weltganzen ist eben doch noch etwas anderes als die Ökumene zu Hause. Darum meinen wir, es sei wichtig, daß wir dieses Thema einmal ansprechen.

Weil das Bild der deutschen Freikirchen uns nicht allen gegenwärtig ist, seien einige wichtige Angaben vorweggeschickt.

I. Das äußere Bild der deutschen Freikirchen

(Stand 1953; das Gründungsjahr in Deutschland in Klammern)

Mennoniten (1525)	14 400
Brüdergemeine (1722)	11 300
Baptisten (Bund Evang.-Freikirchl. Gem.) (1834)	99 000
Methodisten (1849)	55 000
Evangelische Gemeinschaft (1850)	26 500
Freie evangelische Gemeinden (1854)	21 000
	<hr/>
	227 200

Diese Zahlen gelten für West und Ost. Gezählt sind nur die abendmahlsberechtigten Mitglieder. Hält man die 41 260 000 Glieder der EKD dagegen, dann

ist jeder Zweifel behoben, daß es sich bei den deutschen Freikirchen wirklich um konfessionelle Minoritäten handelt.

Zur Ergänzung müssen wir allerdings hinzufügen, daß wir die sieben „separierten Volkskirchen“ außer Ansatz gelassen haben, die etwa 139 000 Glieder zählen, aber sich wenig bemerkbar machen, weil sie weder im Verband der Landeskirchen noch im Verband der oben genannten Freikirchen erscheinen.

Ferner gibt es noch Gruppen, die wie die zuerst genannten Freikirchen auch Erlebnismgemeinschaften sind, aber sich wie die an zweiter Stelle genannten Freikirchen exklusiv verhalten. Dazu zählen Brüderbewegung (Darbyismus) und Pfingstbewegung. Sie zerfallen in viele Richtungen, üben zumeist die Taufe der Gläubigen und sind organisationsfeindlich. Darum fehlen auch die nötigsten statistischen Angaben.

Und schließlich muß die Heilsarmee für sich genannt werden. Denn sie ist weder „Gemeinde“ noch „Bewegung“, sondern könnte eher als evangelischer „Orden“ bezeichnet werden.

Methodisten, Evangelische Gemeinschaft (beide „kirchlich“ organisiert), Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden und Bund Freier evangelischer Gemeinden (beide „independentistisch“ organisiert) bilden den Freikirchenrat. Sie haben ein gemeinsames theologisches Blatt „Wort und Tat“. Ihre Seminare, Verlagshäuser, Diakonissenhäuser und Sozialwerke arbeiten zusammen.

Wir versuchen nun, in einem zweiten Teil die im Freikirchenrat zusammengeschlossenen Gruppen besser zu verstehen.

II. Geschichtliche Wirkungen

Der Begriff „Freikirche“ kommt von England, und zwar hatte er dort von vornherein einen politischen Akzent. Gegenüber dem Privileg der katholisierenden High Church verfochten die protestantischen Freikirchen, Methodisten und Baptisten an der Spitze, die Trennung von Staat und Kirche. Als Roger Williams 1638 den Staat Rhode Island in Amerika gründete und auch die erste Baptistengemeinde dort entstand, war absolute Gewissensfreiheit das oberste Gesetz im Staat. Mit anderen Worten: Die ersten Freikirchler waren nicht die „Stillen im Lande“, sondern Puritaner, die ihrem Glauben auch politisch den erforderlichen Lebensraum schaffen wollten.

Ganz anders in Deutschland. Die „Freikirchen“ kamen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht als kirchliche Filialen englischer Mutterkirchen herüber, sondern sie entstanden im Zuge der Erweckungsbewegung als originale Gründungen: Es bildeten sich bibelgläubige Kreise, die erst langsam in feste freikirchliche Formen hineinwuchsen. Und dies geschah, nachdem die Landeskirchen schon mehr als drei Jahrhunderte der Entwicklung hinter sich gebracht hatten.

So war auf deutschem Boden nicht der antikirchliche Protest oder ein kirchenpolitischer Kampf der Weg des deutschen Freikirchentums, sondern die „Unterwanderung“: Man duldete, bis man geduldet wurde.

Von daher haben die deutschen Freikirchen bis heute den auffallend unpolitischen Charakter und darum auch einen so geringen Einfluß auf die Öffentlichkeit und den Staat. Mit anderen Worten: Sie haben sehr lange den Charakter einer Sekte an sich getragen. Sie legten eben mehr den Nachdruck auf das „allgemeine Priestertum der Gläubigen“, weniger auf theologische Wissenschaft. Sie setzen ihre Kräfte mehr ein zum evangelistischen Angriff auf den Einzelnen, weniger auf Gewinne im kirchlichen Raum, und sie sind sich bis heute einig in der Ablehnung der Nachwuchskirche, sie möchten hingegen Erlebnismgemeinschaft sein. Natürlich ist überall festzustellen, daß der zeitliche Abstand von der Erweckungsbewegung um die Jahrhundertwende immer mehr von der „Bewegung“ zur Institution hinüberleitet. Doch von der Überzeugung der Gemeinde der Gläubigen als einer neutestamentlich geforderten ist man bis heute nicht abgewichen.

Nur wer diese Unterschiede und Besonderheiten der Freikirchen im deutschen Raum beachtet, wird auch das Nächste verstehen, nämlich das Verhältnis der Freikirchen zur Allianz und Ökumene.

III. Allianz und Ökumene

Ohne Zweifel ist die „Evangelische Allianz“ ein Zusammenschluß, der dem Wesen und der Geschichte der deutschen Freikirchen eher entspricht als das Zusammensein im Weltrat der Kirchen. Denn die Evangelische Allianz basiert auf den Überzeugungen der Erweckungsbewegung, vermeidet kirchenpolitische Bindungen und hält sich an die persönliche Verantwortung des Einzelnen.

Freilich war dies in den Anfängen der „Evangelical Alliance“ auf europäischem Boden zunächst anders. Die Männer in der Umgebung von Friedrich Wilhelm IV. hofften auf eine Überwindung der konfessionellen Gegensätze im protestantischen Lager. Sie mußten nach 1848 auf eine Festigung des Staates bedacht sein und begrüßten die Hilfe der Kirchen. 1846 war, bei einer Beteiligung von 800 Delegierten, die Gründungsversammlung, an der auch die führenden Männer der deutschen Baptisten, nämlich Oncken und Lehmann, teilnahmen. 1855 fand dann eine Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. in Berlin statt, die Oncken und Lehmann gewährt wurde, weil die Verfolgung der Baptisten ein Ende nehmen und der Friede zwischen Landeskirchen und Freikirchen nach dem Vorbild Englands kommen sollte. Der Gipfel dieser Bemühungen war die Tagung des „Evangelischen Bundes“ in der Garnisonkirche zu Berlin im Jahre 1857. Man kann sich kaum ausdenken, wie die Dinge in Deutschland gelaufen wären, wenn dies ein Anfang hätte sein dürfen. Aber der Rückschlag war so hart und die Bekämpfung der Baptisten durch die preußischen Minister v. Raumer, v. Westphalen und Stahl so eindeutig, daß die Baptisten sich in die Exklusivität

zurückzogen. Erst die Erweckungen um 1900 gaben der Evangelischen Allianz eine neue Kraft, aber dann auch ein neues Gesicht: Sie wurde ein Zusammenschluß gläubiger Persönlichkeiten aus Kirchen und Freikirchen. Man fand sich auf erbaulichen Konferenzen zusammen und ließ die kirchenpolitischen Fragen draußen.

Dieser Sachverhalt hat auch 1933 keine Änderung erfahren, als die Verhandlungen um die eine Reichskirche vor sich gingen und der Gedanke auftauchte, die Freikirchen und die Gemeinschaftsbewegung als protestantische Orden in die Reichskirche einzugliedern. Ebensovienig setzten sich die Tendenzen weiter fort, die zum Zusammenschluß zwischen „Offenen Brüdern“ und „Elberfelder Versammlung“ zum Bund freikirchlicher Christen (BfC) führten, und die 1941 ein Zusammengehen zwischen Baptisten, BfC und Elimbewegung im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden zur Folge hatten. Dies alles vollzog sich ohne Hilfe der Evangelischen Allianz und auch ganz ohne Einflußnahme der ökumenischen Bewegung. Eher könnte man behaupten, daß die Herde Christi sich stärker zusammenschloß, weil die Wölfe sie umstrichen. Denn im russischen Baptismus ging das gleiche vor sich: Evangeliumschristen, Pfingstgemeinden und Baptisten schlossen sich zu einer heute beachtlichen Gemeinschaft von etwa 545 000 Mitgliedern zusammen.

Kennzeichnend und keineswegs zufällig ist nun die Tatsache, daß die kirchlich organisierten Freikirchen, nämlich Methodisten und Evang. Gemeinschaft, zum Weltrat der Kirchen gehören, daß aber die independentistisch organisierten Freikirchen wie Baptisten und Freie Gemeinden das Zusammengehen mit den „Weltkirchen“ entschieden ablehnen, und zwar in Deutschland sowohl wie in Rußland, also da, wo die Erweckungsbewegung das eigentliche Fundament bildet. Es mag genügen, wenn wir hier die verschiedenen Gründe kurz aufzählen.

IV. Die hemmenden Kräfte

1. Da ist zunächst das „Gesetz der Zahl“. Man will „kleine Herde“ bleiben und fürchtet sich vor dem Zusammengehen mit den „Großen“. Wie man die Spinne nicht beliebig vergrößern könne, ohne ihre Lebensfähigkeit in Frage zu stellen, so könne man auch die Gemeinde der Gläubigen nur in kleinen Gruppen verwirklichen. Alles andere führe zur Verflachung, Erhaltung, d. h. zum Abweichen vom Ideal.

2. Man fürchtet den Verlust der missionarischen Stoßkraft. Durch Zugehörigkeit zum Weltrat erkenne man die Großkirchen mit all ihren Irrungen als existenzberechtigt an. Der Evangelist müsse jedoch die Menschen aus der Namenchristenheit herausholen und darum den Verfall der Weltkirchen kennzeichnen. Wie könne er dies, wenn seine eigene Kirche offiziell mit den Weltkirchen paktiere?

3. Man sieht in der ökumenischen Bewegung starke Tendenzen zur „Welt“ hin. Humanismus, Modernismus sind hier die Stichworte. Die Gemeinde des NT sei eine herausgerufene, übe Gemeindegelübte und lebe nur in Distanz zu Staat und Kultur, Wissenschaft und Kunst. Jetzt aber verbinde man sich mit Kirchen, die nicht nur mit der Kultur gingen, sondern auch das Geistliche in Macht umzusetzen. Ja, man verdächtigt die Kirchenpolitiker, sie suchten auf dem Wege über die Ökumene die Freikirchen „kirchlich zu unterlaufen“.

4. Hinter allem und in allem meldet sich die Frage nach der Einen Wahrheit. Wenn überall Momente der Wahrheit seien, wie könne man dann noch behaupten, wir müßten die urchristliche Gemeinde verwirklichen? Man zweifelt daher, ob innerhalb des Weltrates das NT wirklich der Maßstab ist und ob die großen geschichtlichen Gebilde zur Selbstkorrektur bereit sind. Man meint, die ökumenischen Gespräche führten zu einem gefährlichen Relativismus und schließlich zum Skeptizismus.

Wir verzichten hier darauf, Punkt für Punkt zu widerlegen. Auch in den Freikirchen gibt es eine verschiedene Sicht dieser Dinge. Wir wenden uns jetzt dem Positiven zu.

V. Gemeinsame Aufgaben

1. Der ökumenische Gedanke braucht einen Sitz in unserem kirchlichen Leben. Kongresse, Arbeitstagungen, Kommissionen in allen Ehren. In Wirklichkeit fehlt der „Ökumene zu Hause“ die Möglichkeit, wirklich zwischen Landeskirchen und Freikirchen die Zusammenarbeit an bestimmter Stelle zu fördern. Die Evang. Allianz hatte ihren Mittelpunkt in Blankenburg. Dort traf man sich und kannte man sich. Uns fehlt auch die Stätte, wo Kirchen und Freikirchen nicht bloß im Bereich der Führung, sondern auch der Gemeindeglieder sich finden, so daß der ökumenische Gedanke vor der Öffentlichkeit eine bestimmte Gestalt gewinnt.

2. Die ökumenische Bewegung kann nur Bewegung sein, wenn sie auch Mission treibt. Gerade seit Amsterdam besteht die Gefahr, sich im Institutionellen und Theologischen festzufahren. Eine bestimmte Erfahrung sagt, daß nichts so verbindend und ausgleichend wirkt, wie eine gemeinsame Arbeit. Wir könnten uns denken, daß in einer Millionenstadt wie Hamburg etwa eine Mitternachtsmission auf ökumenischer Grundlage zustande käme. Dies nur als Beispiel. Natürlich wissen wir auch um die ökumenische Hilfe in der Welt und schätzen sie nicht gering. Aber sie kümmert sich mehr um das äußere Wohlergehen, weniger um die inneren Zustände. Da aber müssen Vorurteile und Widerstände überwunden werden. Und dies schafft eine gemeinsame Mission am Menschen besser als eine gemeinsame Arbeit im sozialen Sektor.

3. Selbstverständlich schließt das Zusammengehen in der Ökumene für die deutschen Freikirchen auch die Pflicht ein, an der geistigen Auseinandersetzung sich zu beteiligen, bei der es ja nicht bloß um Theologie geht, sondern um die Gestalt der Frömmigkeit überhaupt.

In Anlehnung an I. Kor. 1, 13 können wir sagen: Christus ist nicht zerteilt, er ist für uns alle ein und derselbe Herr. Aber die Unterschiede zwischen Jerusalem und Korinth, zwischen Antiochia und Rom waren auch im Urchristentum sichtbar. Kein Wunder also, wenn die verschiedenen Denominationen sich im NT wiederzufinden meinen. Dazu kommen die Unterschiede in den Lehrtypen, etwa zwischen Paulus und Johannes. Kein Wunder, wenn Theologen in der Gegenwart sich an einer bestimmten Stelle des NT einnisten, wobei der eine ganz in Rö. 1—4, der andere ganz in Apg. 2 und der dritte ganz in Joh. 3, 3 zu Hause ist. Wir brauchen nicht zu sagen, daß auch die reformatorischen Formeln sektenhaft wirken können: „sola gratia“, „sola fide“, „sola scriptura“ oder „iustus simul peccator“.

Es wird also nötig und wichtig sein, wenn von den Freikirchen her die Frage lebendig bleibt, ob die theologische Mitte richtig und weit genug gesehen sei und welche Wirkung sie auf die Formung unserer Gemeinden habe. Mit anderen Worten: ob wirklich das ganze Evangelium einbezogen ist, d. h. nicht bloß das Objektive, sondern auch das Subjektive, nicht nur die Erkenntnis, sondern auch das Leben, nicht nur das werdende, sondern auch das Gewordene, nicht nur das Wort, sondern auch der Geist, nicht nur die Rechtfertigung, sondern auch die Heiligung. Und wir sind tief überzeugt, daß die Theologen der Landeskirchen genauso von den Theologen der Freikirchen etwas lernen können wie umgekehrt. Auf diese Weise wird man nicht zu einem uniformierten Kirchentum kommen, sondern zu einem lebendigen Austausch der Überzeugungen und Erfahrungen, von denen wir sagen müssen, daß sie weithin ihr eigenes Recht und ihre eigene Begründung im NT haben.

Wir haben versucht, unpharisäisch das Thema zu behandeln. Wir sind mit Absicht nicht auf die üblichen Punkte eingegangen, die zwischen Landeskirchen und Freikirchen behandelt werden: Trennung von Staat und Kirche, Freiheit des Gewissens, Freiwilligkeitsgemeinde, allgemeines Priestertum, charismatische Ausrüstung, amtliche Vollmacht, Tradition usw. Vieles von dem, was da zu sagen war, erledigt sich durch die kirchenpolitischen Vorgänge in Ost und West von selbst. Uns ging es nur darum, auf den Kern vorzustoßen, d. h. auf die letzten Voraussetzungen, die uns erst das gegenseitige Verstehen ermöglichen. Nur dann werden wir uns zu der Haltung des Lernenden durchringen, der in I. Kor. 13, 12—13 bekennen muß: „Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“